

Zu den wichtigsten Veränderungen im Bereich der Tempus- und Moduskennzeichnung im Deutschen, deren Erforschung einen wesentlichen Platz im Schaffen der Jubilarin einnimmt, gehört zweifelsfrei die Eingliederung periphrastischer Verbformen, die, so lernten wir in ihren Seminaren, tiefgreifende Umstrukturierungen im gesamten Kategorialsystem nach sich zieht. Eine zentrale Rolle hierbei spielt die Grammatikalisierung der Perfektkonstruktion, die der gängigen Forschung zufolge seit der spät-althochdeutschen Zeit systematisch in Erscheinung tritt und zunächst ganz eindeutig eine präsentisch-resultative Lesart aufweist (Dentler 1997). In der Folgezeit dehnt das Perfekt seinen Funktionsbereich auf den Ausdruck vergangener Ereignisse aus und tritt damit in Konkurrenz zum einfachen (synthetischen) Präteritum. Tiefgreifende Auswirkungen hat dieser Prozess einerseits auf das Standarddeutsche, wo er die semantische Polyfunktionalität des heutigen Perfekts (Musan 1999) zur Folge hat, andererseits auf die Konstitution des verbalen Kategorialsystems in den oberdeutschen Mundarten, in denen er neueren Überlegungen zufolge als Auslöser des sog. oberdeutschen Präteritalschwunds gilt.

Mit Letzterem liege, so gelang es Karin Donhauser uns überzeugend klarzumachen, eine fatale Fehlbezeichnung für einen der auffälligsten Umbauprozesse im Verbalssystem der rezenten oberdeutschen Mundarten vor. Gemeint ist, dass die durch Ablaut bzw. Dentialsuffix gebildeten Formenentsprechungen des standardsprachlichen Präteritums aus dem System der indikativischen Vergangenheitstempora verdrängt und durch Perfektformen, einschließlich des für das Bairische typischen doppelten Perfekts (*er hat genommen gehabt*), ersetzt werden. Dal (1960), die als erste auf das Phänomen aufmerksam macht, sieht die Ursache für den Schwund präteritaler Formen im Oberdeutschen im Fortschreiten der für diesen Dialektbereich typischen *e*-Apokopierung, wodurch vor allem Formen der 3.Pers.Sg.Ind.Prät. der schwachen Verben auf *-(e)t-e* ihre Distinktivität gegenüber den entsprechenden Formen im Indikativ Präsens auf *-(e)t* verlieren. Doch Lindgren (1963) weist darauf hin, dass die Formenentsprechungen des standarddeutschen Präteritums nicht vollständig aus dem oberdeutschen Verbalssystem verschwinden, wie dies die unheilvoll irreführende Bezeichnung ‚Präteritalschwund‘ suggeriert, sondern in bestimmten Bereichen erhalten bleiben, so vor allem im Kon-

junktiv. Hinzu kommt, dass hier neben der üblichen Bildungsweise durch Ablaut bzw. Suffigierung auch Mischformen belegt sind, die von einer Ausbreitung des Dentialsuffixes bair. *-at* oder *-ad*, alem. *-ti* über das ursprüngliche Gebiet der schwachen Flexion hinaus zeugen, vgl. bair. *khumat* nebst *khāmat* für *er käme*, alem. *gëëbti*, *nëëmti* für *er gäbe*, *nähme* (Saltveit 1983: 1224). Donhauser (1992b) und Nübling (1997), die die Produktivität des schwachen Dentialsuffixes im Bereich der Konjunktivbildung im Oberdeutschen erforschen, sehen darin einen eindeutigen Beleg dafür, dass nicht von Schwund, sondern bestenfalls von der systematischen Umdeutung des schwachen Präteritalflexivs als Zeichen für die Kontrafaktizität über alle Verbklassen hinweg auszugehen ist. Damit folgt das Oberdeutsche eigentlich sprachtypologisch gut belegten Mustern. Die Verwendung des Präteritums als Zeichen für den Irrealis scheint eine universelle Erscheinung zu sein (Steele 1975, James 1982 u. a.).

Aktuelle Datenerhebungen geben Anlass zu der Vermutung, dass die Übertragung des schwachen Präteritalmorphems auf alle Verbklassen, einschließlich der starken Verben, eine Ausbreitung über den oberdeutschen Sprachraum hinaus erfährt. Untersuchungen zum Gebrauch der Vergangenheitstempora im Deutschen in Aufsätzen von Schülerinnen und Schülern der Klassenstufe 5, die Studierende der Bergischen Universität Wuppertal im Verlauf ihres Praxissemesters an örtlichen Grundschulen durchführen durften, liefern Evidenz für die nachfolgenden drei Formen, die den Schilderungen eines gemeinsamen Zirkusbesuchs zu entnehmen sind und in auffällig systematischer Weise auftreten:

- (1) *Ich fant den Clown lustig.*
- (2) *Ich fandte den Clown lustig.*
- (3) *Wir fanten den Clown lustig.*

Die ersten zwei Formen wären als Ausprägungen bereits aus der Forschung bekannter Phänomene zu beschreiben. Die Form <fant> in (1) findet eine durchweg plausible Erklärung als Ergebnis sprachlicher Ökonomie. Solche Prozesse gehen gemeinhin mit der Minimierung der Anzahl wirksamer Bedingungen einher. Auf unseren Fall übertragen wären dies die verschiedenen Prinzipien der Verschriftlichung, die in Fällen wie diesem in Konflikt zueinander stehen. Ganz eindeutig wird hier das morphologische (auch ‚etymologisch‘ genannte) Prinzip, welches die konstante Schreibweise gleicher Morpheme fordert, zugunsten des Lautprinzips beseitigt, welches die konsequente graphische Wiedergabe von Lauten beinhaltet. Konkret wird hier über die Auswirkungen der Auslautverhärtung geradezu hinweggesehen.

Im Fall von (2) liegt eine typische Konvergenz vor. Es handelt sich um die Übernahme flexionsklassenfremder Tempuszeichen, hier um die Interpretation des Flexivs *-e* für 1./3.Pers.Sg.Ind.Prät. der schwachen Verben als Tempuszeichen und dessen Übertragung auf die endungslosen Entsprechungen im Bereich der starken Verben (*ich fand-e* in Analogie zu *ich sagt-e*). Dieser Prozess wird als *e*-Epithese bezeichnet, vgl. dazu Dammel (2011, 151–163).

Weder bislang geläufig noch in der Forschung diskutiert ist meines Wissens der Fall in (3). Es kann sich nicht um eine Beseitigung des morphologischen Prinzips zugunsten lautgetreuer Schreibweisen bei der Auslautverhärtung, ähnlich wie in (1), handeln, denn die lautlichen Bedingungen für den Verlust der Stimmhaftigkeit des Konsonanten /d/ sind nicht gegeben. Eine Übertragung flexionsklassenfremder Merkmale scheint jedoch nicht abwegig zu sein, genaugenommen die des schwachen Dentialsuffixes auf die Klasse der starken Verben, ganz nach dem Muster der oben genannten oberdeutschen Mischformen: Der Ablaut tritt in Verbindung mit dem Präteritalmorphem der schwachen Verben auf. Der einzige Unterschied zum Oberdeutschen scheint darin zu liegen, dass die jeweiligen Formen im Indikativsystem angesiedelt sind. Die untersuchten Arbeiten gaben, durch die jeweilige Fragestellung bedingt, kaum Anlass für kontrafaktische Aussagen, weshalb auf dieser Basis nicht geprüft werden kann, ob ähnliche Mischformen zu einem Ausbau im Bereich synthetischer Konjunktive beitragen. Ein gewisses Entwicklungspotential könnte allerdings durchweg gebräuchlichen Vollverbellipsen bei der *würde*-Umschreibung innewohnen, wofür ich an dieser Stelle nur Hörbelege anführen kann:

- (4) *Ich würde, dass du damit aufhörst.* (Mutter zum Kind)
- (5) *Ich würde, dass mein Sohn dabei ist.* (Passanten im Gespräch)

Alles in allem erkennen wir eine Vielzahl von Strategien, die einheitlich darin münden, dass sie einen Präteritalschwund, auch weit über die Grenzen des oberdeutschen Raums hinaus, verhindern. Daraus müssen wir schließen, dass die Annahme eines ‚Präteritalschwunds‘ so unzutreffend ist wie seine Bezeichnung selbst.

